

DIE IDEE DER WISSENSCHAFT IN VERSCHIEDENEN EPOCHEN UND KULTUREN*

von Johannes Lohmann (Freiburg)

I

Die durch Wittgenstein und Russell faktisch inaugurierte methodische oder methodologische Unterscheidung von Objektsprache und Metasprache scheint mir die gleiche Bedeutung für alle „Geisteswissenschaften“ zu haben, wie sie Leibniz' und Newtons Einführung der Infinitesimalrechnung, und damit der mathematischen „Analysis“, für die exakten Naturwissenschaften (im Sinne des durch Galilei und Newton begründeten Begriffes der Naturgesetzlichkeit) gehabt hat.

Die ganze Erkenntnis Wittgensteins liegt in dem kurzen Satze: *der Satz „zeigt“ seinen Sinn* (Tractatus 4.022). D. h., reine „Objektsprache“ ist die Sprache, insofern sie bloß „operativ“ existiert. Jedes Reden „über“ den Sinn ist dagegen „Metasprache“! Metasprache aber ist ferner dann „Metaphysik“, so wie auch umgekehrt – fügen wir hinzu – Meta-physik immer Meta-sprache sein muß, wenn man nämlich unter „Sprache“ Objektsprache, als *die auf die reine, pure „Vorfindlichkeit“ gerichtete Sprache* versteht.

Damit ist aber weiter nun in Verbindung zu bringen die Erkenntnis Heideggers, in „Sein und Zeit“, daß das menschliche „Dasein“ im ganzen besteht in dem Vollzuge „intentionaler“ Akte, die durch die Einheit eines „Sinnes“ oder Sinngefüges verbunden sind, d. h. praktisch, der Mensch „urteilt“ nicht bloß, indem er redet, sondern schon das menschliche Handeln ist „urteilsgeprägt“. Diese „vor-prädikative“ Struktur eines immer „etwas – als – etwas – Nehmens“, als welche die Umwelt menschlicher Gemeinschaften, vorgängig in der Sprache, in die der Mensch als Kind hineinwächst, artikuliert ist, hat zwei Seiten oder Aspekte, den individuellen (der *mein* Handeln bestimmt), und einen kollektiven, der das Denken und Handeln einer jeden menschlichen *Gemeinschaft*, als dessen Prinzipien, vor-bestimmt. Es ist dieses Zweite dann gewissermaßen eine dem einzelnen unbewußte, aber faktisch die Form seiner Objektsprache tragende „Metasprache“.

Als ein Drittes ist nun weiter aber damit noch zu verbinden die Tatsache, daß *Marx*, vor dessen eigentlichem Bekanntwerden, und natürlich auch, ohne dieses als solches zu wissen, *instinktiv* von dem Faktum der Metasprache Gebrauch macht, und daß auf nichts anderes, als auf diese metasprachliche Manipulation, die fabulöse Wirkung dieser Doktrin zurückzuführen ist, wie dieses *heute*, in der Gestalt der sog. „Sprachregelungen“, jedermann klar sein sollte.

Auf der anderen Seite, d. h. der Seite der Geschichte der Idee der „Objektsprache“, scheint mir die Entwicklung vorzeitig abgebrochen zu sein, nicht nur bei Wittgenstein, insofern er, nach dem „Tractatus“, sich mehr und mehr auf eine typisch angelsächsische pragmatische Analyse der Umgangssprache zurückzog, sondern auch in der Geschichte des sog. „Wiener Kreises“. Hier kulminiert die Entwicklung in der Idee des sog. „Protokoll-satzes“, die man sich dann im positivistischen Lager von den philosophischen Gegnern des Positivismus wieder ausreden ließ. Der Grund dafür liegt m. E. darin, daß man an Außerlichkeiten haften blieb, wie dem Gesichtspunkte der Einordnung der Aussage in den Zusammenhang des gegenwärtigen Standes der Wissenschaften oder der Geltung bei den anerkannten Wissenschaftlern der Zeit. Früher schon hatte man etwa die „Quantifizierbarkeit“ oder auch die Methode des „Kalküls“ als das Kriterium exakter Wissenschaftlichkeit bezeichnet.

Weiter führt, glaube ich, in diesem Falle eine andere Linie der Betrachtung. Die eigentliche Leistung der Russell'schen Schule insgesamt (zu der man, in einem weiteren Sinne, auch den „Wiener Kreis“ rechnen darf) ist die Zurückführung der Mathematik auf die *Logik* („die Mathematik ist eine Methode der Logik“, sagt Wittgenstein im Tractatus 6.234), und zweitens die Umbildung der Logik zu einem in *Symbolen* dargestellten Aussagen-Kalkül.

Russell selbst glaubte, er habe durch diese seine Grundlegung der Mathematik Kants Lehre von der „formalen Anschauung“ als der Grundlage der Mathematik erledigt. In Wirklichkeit ist aber gerade durch diese Russell'sche symbolische Formalisierung von Logik und Mathematik das Prinzip der „formalen Anschauung“ allumfassend geworden! Es zeigt sich jetzt, daß „Denken“ überhaupt nichts anderes ist, als „unter eine (für den individuellen Sprecher teils ‚apparente‘, teils ‚latente‘) formale Anschauung bringen“. Welche „formale Anschauung“ dasjenige ist, was einerseits in der *Symbolik* einer Sprache sinnlich dargestellt wird, und was zugleich im *Verstehen* „sich zeigt“ (um den eben erwähnten Ausdruck Wittgensteins zu gebrauchen). In einer solchen richtig verstandenen „formalen Anschauung“ fällt der Unterschied des die Sache „bezeichnenden“ *Satzes*, und des „bezeichneten“ *Sachverhaltes* (auf englisch: *sentence* und *proposition*), der in der logistischen Wahrheits-Problemik eine so große und zugleich das Problem der Wahrheit unnötig komplizierende Rolle gespielt hat, praktisch weg.

Es ist dieses in Wirklichkeit auch der Standpunkt Wittgensteins, wenn dieser auch zweifellos Schwierigkeiten hatte, ihn auszudrücken, und zwar, wie ich glaube, gerade deswegen, weil er diesen jetzt von mir aufgestellten Begriff einer „formalen Anschauung“ nicht hatte, einen Begriff, im Verhältnis zu dem der wirkliche Raum und die wirkliche Zeit, die Kant im Auge hatte, wenn er sie auch zu formalisieren sich bemühte, nur eine spezielle Anwendung darstellt.

* Vortrag in der philosophischen Arbeitsgemeinschaft „Glauben und Wissen“ in Walberberg 1968.

Wir kommen über Kant hinaus, wenn wir Wittgensteins Begriff des „Bildes“ benutzen, unter dem dieser (Tractatus 2.202) die Darstellung einer möglichen Sachlage im logischen Raume versteht. Diese Metapher des „Bildes“ in einem „logischen Raume“ ist um so angemessener, als die *symbolische* Darstellung der Sachlage sich notwendig in realen Raumverhältnissen (wie links/rechts, oben/unten) vollziehen muß.

Die einfachste Gestalt einer solchen „formalen Anschauung“ als System nenne ich eine „Skala“, so etwa die Skala der Temperaturen am Thermometer. Eine solche Skala kann finit, oder (wie die Zahlen-Reihe) infinit, diskontinuierlich (wie die Reihe der natürlichen ganzen Zahlen), oder kontinuierlich (wie die Strecke im Raume) gedacht werden.

Die einfache Skala ist eindimensional. Die Kombination mehrerer Dimensionen nenne ich „Matrix“. Eine solche Matrix ist z. B. Wittgensteins berühmte Darstellung der Wahrheitsfunktionen des Satzes

	Quantität	Qualität	Relation	Modalität
Thesis:	Einheit	Position („Realität“)	Subsistenz	Möglichkeit
Antithesis:	Vielheit	Negation	Dependenz	Dasein
Synthesis:	Allheit	Limitation	Interdependenz	Notwendigkeit

Auch die Kategorien bei den Redeteilen („*partes orationis*“) der antiken, griechisch-römischen Grammatik lassen sich in der Form der Matrix darstellen, wobei wir allerdings nicht mehr mit einer einfachen Tabelle auskommen. Die Kategorien des „Nomens“ erstrecken sich in einer dreifachen Dimensionalität, als *Casus*, *Numerus* und *Genus*, und die des „Verbums“ sogar in einer fünffachen Dimensionalität, nämlich als *Person*, *Numerus*, *Modus*, *Tempus* und *Diathese*. Ferner ist diese Kategorialität nicht einfach „ko-effizient“ aufgebaut, d. h. als ein operatives Produkt der einzelnen Dimensionen der Tabelle (wie bei den Kategorien Kants), sondern die einzelnen Formen ergeben sich durch eine Summation der einzelnen Termini: (etwa *Nominativus singularis feminini*).

Durch die „formale Anschauung“, wie wir sie jetzt erklärt haben, wird der auszudrückenden Sache ein System von Beziehungen aufgeprägt, welches im Verhältnis zu der Sache selbst weitgehend willkürlich ist – um ein ganz einfaches Beispiel zu nehmen, ob ich *zwölf Eier* oder *ein Dutzend Eier* sage, ob ich die Temperatur nach *Celsius* oder nach *Fahrenheit* messe, das hat mit der Sache selbst nichts zu tun.

Wittgenstein sagt entsprechend, die logische Form an sich besagt nichts, alle (bloß) logischen Formen sind „tautologisch“ – so wie alle *mathematischen* Aussagen die Form einer „Äquivalenz“ haben. Es gibt demgemäß nach der Lehre des „Tractatus“ drei legitime Satz-Formen, die logische Formel (die „objektiv“ nichts besagt), die „Gleichung“, als die Satzform der Mathematik, und der objektsprachliche Satz. Diese Auffassung trifft in der Tat zu,

(Tractatus 4.31). Diese Matrix der Wahrheitsfunktionen hat zwei Dimensionen, die der Sätze (*pqr . . .*), und die Reihe der Wahrheits-Möglichkeiten. Diese Matrix ist also eine zweidimensionale, flächenhafte Tabelle. Kompliziertere Systeme erfordern eine Matrix von beliebig großer Dimensionalität, die sich also dann nicht mehr in einer einfachen Tabelle darstellen läßt.

Worauf es mir jetzt ankommt, ist aber nicht das Problem einer tabellarischen Darstellung der Matrix, sondern vielmehr das Problem der „formalen Anschauung“ als solcher, d. h., einer allgemeinen logischen Form für die Aussage, in der Kants „transcendentale Ästhetik“ und seine „transcendentale Logik“ zusammenfallen. Kant unterscheidet diese beiden Gebiete bekanntlich als das „reinen Anschauung“ einerseits, und der „reinen Verstandesbegriffe“ andererseits. Die reinen Verstandesbegriffe oder „Kategorien“ Kants lassen sich ohne weiteres als Matrix darstellen:

wenn man die Sprache, wie Wittgenstein, lediglich als Ausdruck einer „Information“ betrachtet.

Wir können die zu dieser objekt-sprachlichen Dimension der „Information“ gehörende metasprachliche Dimension nach dem Ausgeführten als das „Bezugssystem“ der Information bezeichnen. Dieses Bezugssystem ist in der natürlichen Sprache latent. Der gewöhnliche *native speaker* weiß nichts von dem Bezugssystem seiner Sprache (er sieht ja nur die „Sache“!), und auch die gewöhnlichen grammatikalischen Beschreibungen von Sprachen bringen in der Regel nur die offenkundigsten Bestandteile dieses latenten Bezugssystems (und auch diese oft keineswegs adäquat) zur Darstellung. Dagegen findet in der Wissenschaft und als Wissenschaft, und speziell in der modern-europäischen Wissenschaftsform, eine bewußte und systematische Konstruktion von Bezugssystemen statt!

Man könnte von da aus den modernen „cartesianischen“ *Subjektivismus* wohl als die bewußte Konstruktion eines, in dem erkennenden „Subjekte“ zentrierten, universalen Bezugssystems verstehen, und als ein „objektives“ Korrelat dazu etwa an die Einführung des „metrischen Systems“ durch die französische Revolution denken.

Der objektsprachliche Satz ist (soweit er überhaupt verifizierbar ist) entweder wahr oder falsch. Eine entsprechende Unterscheidung für das Bezugssystem wäre die zwischen Adäquatheit oder Inadäquatheit. Und hier besteht dann zwischen den Naturwissenschaften und den „Geistes-“ oder „anthropologischen“ Wissenschaften ein wesentlicher Unterschied insofern, als bei den letzteren das Bezugssystem selbst schon „metasprachlichen“ Charak-

ter hat, und nicht erst (wie bei der als „Information“ verstandenen Sprache) die Erörterung über seine Adäquatheit oder Inadäquatheit.

Dieses hängt mit dem geschichtlichen Charakter der anthropologischen Wissenschaften (bzw. des Objektes derselben) zusammen: ihr Gegenstand ist nicht der Mensch als Naturwesen, sondern der *geschichtliche* Mensch, bzw. dessen Schöpfungen. Alle diese Schöpfungen des Menschen, wie Religion, Recht, Staat, schöne Künste, Literatur, Philosophie, Wissenschaft, Wirtschaft, sind letztlich stets in einer, in einer bestimmten Weise sprachlich artikulierten *Umwelt* fundiert. Diese Umwelt aber ist einem beständigen geschichtlichen Wandel unterworfen. Von hier aus läßt sich dann z. B. erkennen, daß die marxistische Doktrin, insofern sie ihre Grundbegriffe (wie *Proletariat*, *Klasse*) der antiken, speziell der Gesellschaftsordnung des alten Roms, oder (wie im Falle von *Feudalismus*, *Bourgeoisie*) anderen vergangenen Epochen entnimmt, mit einem für unsere heutige Gesellschaftsverfassung vollkommen inadäquaten Bezugssystem arbeitet, und so, mit dem Anspruch eines angeblich „wissenschaftlichen“ Sozialismus, sich vollkommen unwissenschaftlich verhält.

II

Als charakteristischer Wesenszug der *modernen* Wissenschaft im allgemeinen erscheint mir die Idee einer systematisch *kontrollierten* Erfahrung. Diese Idee oder dieses Ideal ist zuerst in den Naturwissenschaften, vor allem in der Wissenschaft von der *toten* Natur, verwirklicht worden. In den anthropologischen Wissenschaften wird dagegen erst eine systematische Unterscheidung der objektsprachlichen und der metasprachlichen Dimension zu einer echten Verwirklichung dieses Ideals einer systematisch zu kontrollierenden Erfahrung führen können.

Es erweist sich hierbei, daß die moderne europäische Wissenschaftsform, die auf den ersten Blick die klarste und vom Prinzip her einsichtigste und einfachste zu sein scheint, in Wirklichkeit die am meisten komplizierte und problematische unter den geschichtlichen Wissenschaftsformen ist, was ja an sich schon deswegen wahrscheinlich ist, weil sie die späteste ist. Ich unterscheide im ganzen fünf geschichtliche Wissenschaftsformen:

1. Tabellenwissenschaft
2. Regelwissenschaft
3. Prinzipienwissenschaft
4. Begriffswissenschaft
5. Wissenschaft als (prinzipiell und systematisch) kontrollierte Erfahrung

Man könnte diese Formen systematisch ableiten. Ich will mich aber zunächst und im wesentlichen mit einer Darlegung ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge begnügen.

Die älteste Wissenschaftsform entsteht bei dem ältesten Kulturvolke der Menschheit, den Sumerern, die schon um 2000 vor Chr. von den semitischen Akkadern (die ihre Zivilisation und insbesondere ihre Schrift übernehmen) abgelöst werden.

Die sumerische Schrift, die „Keilschrift“, ist, wie alle echten „Schriften“ vor der westsemitischen Buchstabenschrift, eine „Wortlautschrift“, deren Charakter im Zusammenhange mit der sumerischen Sprache ich in meinem vorjährigen Walberberger Vortrage (abgedruckt im „Philosophischen Jahrbuch“, Jahrgang 76, S. 1 ff.) behandelt habe.

Diese alten Schriften dienten zunächst nicht – wie wir uns das wohl vorstellen – für briefliche Mitteilungen oder Aufzeichnungen literarischen Charakters, sondern für die Fixierung aller möglichen Daten von irgendwelchem praktischen Interesse. Auch die (nach dem letzten Kriege teilweise entzifferte) älteste europäische Schrift, die kretisch-mykenische Silben-Schrift, hat diesen Charakter.

Zu dieser ältesten Schriftform gehört eine Form der Wissenschaft, die ich als „Tabellenwissenschaft“ bezeichne. Eine solche Tabellenwissenschaft war z. B. – als Aufzeichnung von Beobachtungen – die babylonische Astronomie oder Astrologie, mit deren Hilfe der Milesier Thales im Jahre 585 die erste wissenschaftliche Prognose, nämlich die Voraussage einer Sonnenfinsternis, machen konnte. Mit dieser Form der Tabellenwissenschaft kreuzt sich die Form der Regelwissenschaft, als welche man vor allem auch die einheimische chinesische Wissenschaft wird bezeichnen müssen – noch die rote Mao-Fibel von heute gehört natürlich hierher.

Ihre vollendete Form erreicht die Gestalt der Regelwissenschaft im alten Indien. Und es läßt sich dieses Phänomen hier ferner dann noch in einen gesamt-menschlichen Zusammenhang einordnen, auf den ich schon vor Jahren hingewiesen habe. Es finden sich drei selbständige Kulturen auf der Erde, deren Überlieferungs-Zusammenhang sich über die Jahrtausende hinweg bis heute erstreckt und die geographisch zusammen ein auf die Spitze gestelltes Dreieck bilden, d. i. Europa (bzw. der Mittelmeerraum), Indien und China.

Den Zusammenhang dieser drei kann man ferner dann so verstehen, daß sich in ihnen je eine Variante der Möglichkeiten ausgeprägt hat, die sich aus der in der Form der Sprache sich konkretisierenden menschlichen *Vernunft* ergeben, die als solche eine dreifache Möglichkeit der Existenz hat, nämlich als Gedanke, als gesprochenes Wort, und als Schrift. In Ostasien prävaliert von diesen dreien bis heute, und zwar in allen Zweigen der Kultur, auch z. B. in der Kunst und als Kunst, die Schrift. Das ist eine so elementare Tatsache der Sinologie und der Japanologie, daß ich hier nicht weiter darauf einzugehen brauche.

Den extremen Gegensatz dazu bildet Indien. Hier herrscht von Anfang an und fast bis heute das *gesprochene* Wort so sehr, daß der erste Stand dieses „Kontinentes“, der Stand der Brahmanen, jahrtausendlang fast keine andere Aufgabe hatte, als die alten heiligen Weisheitsworte, die „Veden“, und zwar bis in die letzten phonetischen und Aussprache-Feinheiten hinein, in ihrer ursprünglichen Gestalt festzuhalten und zu erhalten. Dieses führte schon vor 2500 Jahren in Indien zu der Ausbildung

einer Grammatik, die bis heute in Europa in der Exaktheit und dem Raffinement der Formulierung ihrer Regeln nicht übertroffen, ja kaum erreicht ist. Auf die Formulierung dieser Regeln wurde eine solche Sorgfalt verwendet, daß ein Brahmane eine größere Freude empfand, wenn er in einer Regel eine einzige Silbe ersparen konnte, als wenn ihm ein Sohn geboren wurde, was doch für die Erfüllung der wichtigsten religiösen Pflicht, nämlich den Vollzug des Ahnenopfers, von der größten Bedeutung war. Die Regel der altindischen Wissenschaft heißt im Sanskrit *sūtra*.

Während also in China seit den ältesten Zeiten das geschriebene, in Indien das in den Brahmanen-Geschlechtern vom Vater auf den Sohn tradierte gesprochene Wort die Inkarnation aller kulturellen Überlieferung und Betätigung gewesen ist, zeigt in Griechenland schon allein der Begriff *λόγος* eine total andere Einstellung zu dem in der Sprache sich verkörpernden Gedanken. Man kann von diesem griechischen Sprach-Begriffe sagen, daß nach ihm die Sprache *Gedanke*, und der Gedanke Sprache ist.

Diese Denkform einer im *λόγος* sich verkörpernden „Theorie“ ist schon bei Homer da, wenn auch natürlich dort noch nicht als „Wissenschaft“. Es ist dieses zunächst vielmehr eine besondere Gestalt der „Wahrheit“, die meines Wissens zuerst von Heidegger, in „Sein und Zeit“, gesehen worden ist, der damit als erster auf die für die menschliche Geistesgeschichte fundamentale Tatsache stieß, daß es „Formen der Wahrheit“ gibt. Wir können dieses jetzt, nach der von uns entwickelten Terminologie, auch als eine Entdeckung der „*metasprachlichen*“ *Sphäre* bezeichnen, auf die also, wenn auch in sehr verschiedener Weise, und vor allem von sehr verschiedenen Interessen-Richtungen her, Marx, Wittgenstein und Heidegger gestoßen, bzw. zu der sie – unwillkürlich, und dieses selbst nicht wissend – vor-gestoßen sind.

Die griechische „Wahrheit“, *ἀλήθεια* „Unverborgenheit“, ist nicht nur ein ganz „objektiver“, sondern auch ein besonders „dynamischer“ Wahrheits-Begriff, und zu dieser griechischen Wahrheit der *ἀλήθεια*, d. h. der „Entbergung“ im *λόγος* mit dem Ziele der vollkommenen „Unverborgenheit“, gehört ferner dann (wie wir wiederum schon bei Homer sehen können) der Begriff der *ἀρχή*, des Anfanges, oder technisch des „Prinzips“ (wie man das Wort *ἀρχή* in dieser verschärfsten Bedeutung ins Lateinische übersetzt hat).

Der Aorist von *λέγειν* heißt bei Homer *καταλέξαι*, das Futurum *καταλέξω*. In diesem Verhältnis von *λέγειν* zu *καταλέξαι* liegt sozusagen eine Interpretation des *λόγος* durch die Sprache selbst. Das *λέγειν* ist in der Ausführung und im Effekt (d. i. der Sinn des Aoristes!), ein *καταλέξαι* (so wie das Töten ein *ἀποκτείνειν* „weg-bringen“ – der Aorist zu *κτείνειν* lautet bei Herodot *ἀποκτείνειν*), der *λόγος* also ein „Kata-log“.

Diese beiden entscheidenden Momente dieses systematisch entbergenden, er- und aufzählenden Darlegens als *λέγειν* der *ἀλήθεια*, nämlich das

einer vollen Entbergung, und das Ausgehen vom „Prinzip“, sind, wie gesagt, schon bei Homer deutlich zu erkennen, so einerseits, wenn es heißt, *πάσαν ἀληθειῶν καταλέξω*, bzw. als Imperativ *καταλέξον* d. h., ich will oder soll die ganze Entbergung in der Rede zustande bringen, oder andererseits, wenn der epische Dichter ankündigt, die Sache *ἐξ ἀρχῆς*, d. h., von ihrem (richtigen) Anfange her (der allein ein volles Verstehen des Geschehens ermöglicht) zu erzählen, so etwa im Anfange der *Ilias*: *ἔξου δὴ τὰ πρῶτα διασπῆτην ἐρίσαντε Ἄτρεϊδης ἔναεξ ἀνδρῶν καὶ δῖος Ἀχιλλεύς*. Die Kunst Homers kann allein von da her verstanden werden.

In der „Entbergung“ als *λόγος* wird nicht nur die Sache, um die es geht, auf ihr jeweiliges „Prinzip“ zurückgeführt (d. i. in der Geometrie das bereits von Thales gefundene Prinzip des „Winkels“, *γωνία*, in der Musiktheorie das Prinzip der „Harmonie“, welches hier ursprünglich die „Oktave“ bedeutete), um von da her zu einer vollkommenen Erkenntnis gebracht zu werden, sondern es sind in dieser Erkenntnisart auch, wenn man es modern ausdrücken will, Begriff und Gegenstand eins! So sind etwa in der Lehre des Pythagoras, alles, was ist, sei eigentlich in der Wirklichkeit „Zahl“, sowohl die Zahl, wie auch das, was „ist“, anders gedacht, als bei uns. Die Zahl ist konkreter (etwa so, wie man bei uns von einem Dutzend Handtücher, oder einem Schock Eier spricht), und die Sache ist identisch mit dem „Wesen“ der Sache.

Diese *Einheit* der im *λόγος* gedachten Sache (die bei Aristoteles schon Risse zeigt) zerbricht mit dem „Hellenismus“. Der Hellenismus entdeckt die formale Differenz der realen *Sache* und des *Begriffes*, in und mit dem über sie gesprochen wird. Er bemüht sich aber, man möchte sagen, fast krampfhaft, daraus keine „ontologischen“ Folgen zu ziehen. Die stoische Logik (die die Denkform des frühen Hellenismus am besten zum Ausdruck bringt) tut dieses sogar viel radikaler noch als der moderne logische Positivismus, und man könnte sie insofern als einen „logischen Pragmatismus“ bezeichnen. Sie definiert so etwa den „Imperativ“ als das, womit man befehlen kann, den Fragesatz als das, womit man fragen kann, und zwar dieses in zwei Spielarten, nach der Wahrheit des Sachverhaltes, bzw. nach der Sache, die gemeint ist, den Aussagesatz als das, womit man etwas behaupten kann, usw.

Der Hellenismus hat, mit seinen drei charakteristischen „Sekten“, dem Stoizismus, dem Epikureismus und dem Skeptizismus, in der von uns jetzt zu betrachtenden Hinsicht nichts Neues gebracht. Es verschiebt sich lediglich das beherrschende philosophische Interesse von der Theorie zur Ethik, und das bedeutet, daß der im Hellenismus faktisch entdeckte Dualismus von „Idealität“ und „Realität“ erst mit dem Ende der Antike weltanschaulich „virulent“ wird. Für die Vorgeschichte dieser „Virulenz“, und für die Rolle, die hierbei Plato und der Platonismus gespielt hat, verweise ich auf die Arbeiten des Tübinger Dozenten H. J. Krämer. Ich habe in dem Zusammenhange unserer eigenen

Überlegungen vor allem zu begründen, warum ich zwischen die griechische Form der „Prinzipienwissenschaft“, und die Form der modernen Wissenschaft, die ich als systematisch und prinzipiell kontrollierte Erfahrung bezeichnete, noch eine Wissenschaftsform einschiebe, die ich „Begriffswissenschaft“ nenne, und was ich mit dieser Bezeichnung meine.

Der Ausdruck „Begriffswissenschaft“ ist in einem gewissen Maße von Hegel inspiriert, und zwar dieses in einer doppelten, oder sogar dreifachen Hinsicht. Für Hegel ist ja „Wissenschaft“ nicht etwa das, was man gewöhnlich darunter versteht, sondern in etwa ist dieser Begriff für ihn identisch mit seiner eigenen Philosophie. Das Thema dieser Philosophie aber ist, formal gesehen, und mit seinen eigenen Worten gesagt, der „Begriff“. Und ferner stellt er tatsächlich – wiederum in einer bestimmten Hinsicht – den letzten Ausläufer dessen dar, was ich unter „Begriffswissenschaft“ verstehe.

Methodisch ist diese Begriffswissenschaft (wobei ich bereits in dem im Philos. Jahrb. 76 veröffentlichten Vortrage gehandelt habe) „Spekulation“, was ja ebenfalls ein zentraler Begriff Hegels ist. Hegel hat diesen Begriff der „Spekulation“ (wie ich dieses schon in einem Vortrage auf dem Heidelberger Philosophen-Kongreß von 1966 ausgeführt habe) mit der „Dialektik“ Platos und Heraklits zusammengeworfen, wobei aber doch der „Grundeinschlag“ dieses Hegelschen Begriffes der „Spekulation“ in der Tradition der arabischen Philosophie steht. „Dialektisch“ ist allerdings sein Gebrauch und Mißbrauch des Dreier-Schemas Thesis/Antithesis/Synthesis.

Ich habe in dem Heidelberger Vortrage die beiden von Hegel kontaminierten „Denkformen“ ihrer Grundintention nach so definiert, daß in der spekulativen Denkform das Verhältnis von Subjekt und Prädikat gewissermaßen ‚in suspensio‘ gehalten wird, während in der von Hegel damit verquickten ‚dialektischen‘ Denkform eine Antinomie zwischen den Prädikaten des gleichen Subjektes besteht, die Hegel dann in seiner „Synthesis“ gewissermaßen ‚spekulativ‘ überbrückt. Die „spekulative“ Denkform an sich ist „Reflexion“ kat' exochēn, und daher „Begriffs-Wissenschaft“.

Für die „spekulative“ Denkform als die Wissenschaft vom Begriff ist aber objektiv gesehen von größerer Bedeutung als Hegel eine zweite Traditionskette, die ich, etwas willkürlich, durch die Namen Avicenna – Hochscholastik – Brentano – Husserl kennzeichnen möchte. Man kann in diesem Falle in bezug auf das Verhältnis von Brentano/Husserl zur Scholastik von einer „Renaissance“ des Mittelalters sprechen, und zwar einer intellektuellen und nicht einer „emotionalen“ Renaissance, wie sie in der „Romantik“ des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts stattfindet. Diese intellektuelle Renaissance einer oder der charakteristischen mittelalterlichen Denkform steht unter dem Zeichen der „Intentionalität“. Der mittelalterliche Terminus *intentio* ist in diesem Falle eine Übersetzung des arabischen Begriff-

es *maḥnā*, der mir so charakteristisch für die Denkform der arabischen Sprache erscheint, wie es der Begriff *λόγος* für die Denkform der griechischen Sprache ist.

Wenn die an der „Intentionalität“ des sprachlichen Ausdrucks orientierte arabische Philosophie in der Hochscholastik eine so überragende Bedeutung gewinnt, so liegt dieses nicht nur daran, daß dieses eine „monotheistische“, und insofern dem christlichen Denken verwandtere Philosophie war, als die des „Heiden“ Aristoteles selbst, und daß dazu noch das Imperium Islamicum zu dieser Zeit auf einer nicht unerheblich höheren Stufe der Zivilisation stand, als dieses damals im Bereiche der lateinischen Kirche der Fall war. Was die Philosophen wie Albertus Magnus bei den Arabern fanden und nur dort finden konnten, war vielmehr in erster Linie ein *System der Wissenschaft* und der Wissenschaften, als Ausdruck und Resultat eines „spekulativen“ Denkens (oder in der Sprache dieses Denkens selbst ausgedrückt: eines Denkens in der ‚*secunda intentio*‘), zu dessen Höhe wir uns – nach dem modern-europäischen, „cartesianischen“ Versuche einer „objektsprachlichen“ Purifikation der wissenschaftlichen Aussage – erst heute wieder durchzuringen im Begriffe sind. Dazu muß man auf der anderen Seite noch berücksichtigen, daß die *unmittelbare* Tradition der antiken Wissenschaft und Philosophie seit der Spätantike im Westen weitgehend auf den Status der ‚*septem artes*‘ eingeschrumpft war, d. h., die griechische Form der „Prinzipienwissenschaft“ war praktisch auf den Stand einer „Regelwissenschaft“ zurückgefallen!

Dafür, daß die Philosophie dieser Denkform der „Intentionalität“ des Begriffes gerade in der Person des *Iraniers Avicenna* (auf Arabisch *Ibn Sina*) ihre Vollendung erfährt, lassen sich verschiedene Gründe anführen. Einmal liegt das systematische philosophische Denken den Semiten und insbesondere dem Islam nicht – man ist dort dafür viel zu sehr „ethisch“ eingestellt. Sodann spielt dabei aber gewiß auch die Persönlichkeit des Avicenna eine Rolle, den man sicherlich als eines der größten Genies aller Völker und aller Zeiten bezeichnen kann. Als *uomo universale* im Sinne der Renaissance – Denker, Wissenschaftler, Staatsmann, Arzt – besaß er einmal das gesamte Wissen seiner Zeit im Bereiche des *Imperium Islamicum*, das damals, wenn auch politisch zerfallend, von Spanien bis Zentralasien reichte, und das gerade damals, als Nachfolger des *Imperium Romanum*, die Rezeption der griechischen Wissenschaft und Philosophie der Spätantike vollendet hatte. Darüber hinaus war er ein Wunderkind wie Mozart, der bereits mit 18 Jahren alles wußte, was man dort damals – die chinesische Erfindung des Papiers war dort damals gerade bekannt und wirksam geworden – in Bibliotheken thesaurisiert, überhaupt wissen konnte, um nunmehr, ein halbes Jahrhundert hindurch, darüber souverän zu verfügen – es anzuwenden und weiterzubilden.

Neben dem Wahrheitsbegriff ist für eine Denk-

form vor allem charakteristisch die Weise ihres Kausalitätsdenkens, und dieses gilt natürlich in besonderem Maße für die Denkform der „Intentionalität“, wie sie bei Avicenna, bis ins letzte durchdacht, vorliegt. Wir finden bei ihm wohl die vier Ursachen des Aristoteles wieder (den er den „ersten Lehrer“ nennt – der „zweite Lehrer“ ist für ihn Alfarabi, der ihn, wie Hume Kant, aus dem „dogmatischen Schlummer“ erweckte), aber diese sind hier anders strukturiert: auf der einen Seite steht die *causa formalis* und die *causa finalis* als die Kausalität des Begriffes oder der ‚intentio‘, auf der anderen Seite *c. materialis* und *c. efficiens*, und beide Paare vereinigen sich in dieser „Philosophie des Seins“ (die man auch eine „konstitutive Phänomenologie“ nennen könnte) zu einer Kausalität der Formen des „Seins“.

Es ist hier infolgedessen der Gegensatz zu „akzidentell“ (ar. *ʿaradi*) nicht „essentiell“, sondern „konstitutiv“ (ar. *muqawwim*, d. i. wörtlich „ins Bestehen bringend“). In diesem Begriffe des „Bestehens“ (der „Subsistenz“, wie man in der Scholastik sagt, ar. *qiwām*) fallen das „begriffliche“ Sein und das „reale“ Sein (als [irgendwie] konstituiert-sein oder konstituiert-werden) zusammen. Dieses ist nicht so verrückt, wie es einem durch den modernen Subjektivismus verdorbenen Denken vielleicht erscheinen mag.

Der eigentliche Seins-Begriff des Arabischen (*wujūd*) bezeichnet das „Sein“ (so-sein und da-sein zusammen) genaugenommen als „vorgefunden-werden“. Notwendig vorgefunden wird aber der pythagoreische Lehrsatz genauso wie das Sieden des Wassers bei 100° Celsius. Diese Denkform der „Intentionalität“ kulminiert im Gottes-Begriffe. Gott wird von Avicenna definiert als *wājibu ’l-wujūd*, d. i. etwas, dessen Sein (d. h. genauer gesagt: dessen „Vorgefunden-werden“) notwendig ist. Gäbe es ein solches notwendiges Vorgefunden-werden nicht, so würde jedes Wissen sich selbst aufheben.

Avicennas eigenste Entdeckung schließlich ist die Unterscheidung einer ‚prima‘ und einer ‚secunda intentio‘, womit er die logistische Unterscheidung einer Objektsprache von einer „Metasprache“ vorgezogen hat. Für Avicenna ist dieses aber (wenn man einen Ausdruck Husserls dafür benutzen darf) nur eine spezielle Anwendung einer allgemeinen Methode der Erschließung von Fundierungs-Zusammenhängen (ar. *martaba*, Plural *marātib*).

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Bereich des Mittelmeerraumes (dieser im weitest-möglichen Sinne verstanden) im Lichte der von uns jetzt durchgeführten Betrachtungsweise wie ein ungeheures geistiges „Laboratorium“ erscheint, in dem eine Fülle von „Ideen“ wirksam geworden ist, und in dem sich zudem im Verlaufe der letzten Jahrtausende die verschiedensten Ideen gekreuzt haben, woraus auf den ersten Blick der Eindruck eines ungeheuren Durcheinanders entsteht, zu dessen Auflösung es nötig erscheint, zunächst einmal die ver-

schiedenen Fäden der Entwicklung auseinander zu halten und zu nehmen.

Als den ersten Leitfaden hierfür wird man die Erkenntnis ansehen dürfen, daß die ganze Entwicklung, beginnend mit der Grammatik der Sprache, zunächst zweigeteilt erscheint, nämlich in dem Bereiche der (in Deutschland meist sogenannten) „indogermanischen“ Sprachen unter dem Einflusse eines „vorstellenden“ Denkens, im semitischen und hamitischen Bereiche aber unter dem Einflusse des „Willens“ stehend. Dieses Moment des Willens ist speziell in der klassisch-griechischen Denkform so reduziert, daß der Wille sich dort (mit einer auch vom reflektierten Denken nicht zu übertreffenden Exaktheit) in die beiden Begriffe auseinandergelagert hat, die durch die beiden Verben ἐθέλω und βούλομαι repräsentiert werden. Ἐθέλω d. i. der Wille als die objektive Einstellung des Wollenden – βούλομαι, d. i. der Willensakt als die subjektive Entscheidung für eine bestimmte Möglichkeit (dieser Unterschied kommt bereits in der verschiedenen „Diathese“, Aktivum oder Medium, klar zum Ausdruck!).

Im Semitischen ist dagegen sogar der Begriff der „Wahrheit“ willensmäßig tangiert oder tingiert. Damit gerät er mit hebr. *emet* in die Nähe des „Glaubens“, mit ar. *ḥaqq* in die Nähe des Rechtes als Berechtigung, mit ar. *ṣiḥḥa* in die Nähe der „Gesundheit“, mit ar. *ṣidq* in die Nähe der Gerechtigkeit usw. (als Gegenpol erinnere ich an das vorhin über den griechischen Wahrheits-Begriff ἀλήθεια Aufgeführte).

Als allgemeinsten Grundsatz möchte ich die These aufstellen, daß das, was ich jetzt im allgemeinen und formal als „Denkform“ bezeichnet habe, die Sprachen bis in ihre letzten Winkel hinein durchdringt. Man kann eine solche „Lenkung“ der Aussage durch metasprachliche Gesichtspunkte heute am krassesten am Marxismus beobachten. In den natürlichen Sprachen geschieht das Gleiche unwillkürlich, und kompliziert wird die Lage dann noch dadurch, daß in der geschichtlichen Entwicklung verschiedene Tendenzen zusammentreffen können.

Von der Informationstheorie her gesehen, d. h., wenn wir von dem geschichtlichen Aspekte vollkommen absehen, so handelt es sich bei dieser metasprachlichen Sphäre um eine Vielfalt möglicher Bezugssysteme der Information. Was aber auch in dieser Hinsicht dann bisher noch vollkommen unbeachtet geblieben ist, das ist die Berücksichtigung der *Tendenz* der Bezugssysteme. Im Marxismus und für den Marxismus ist dieses sogar das Geheimnis seines bisherigen Erfolges, nämlich, daß es ihm bisher gelungen ist, die wirkliche Tendenz seines Bezugssystems nicht nur zu verschleiern, sondern sogar die Frage danach zu verbieten, und wenn möglich, mit polizeilichen Mitteln zu verhindern. In dieser Hinsicht waren die „faschistischen“ Doktrinen viel naiver, und sie haben deshalb vieles an den Tag gebracht, was der Vater aller dieser Systeme, der Marxismus, mit Erfolg bisher im Dunkel zu halten vermochte, nämlich daß der Sinn al-

ler dieser Bezugssysteme (mögen sie sich nun auf den „Klassenkampf“ oder auf den „Kampf ums Dasein“ der „Völker“ berufen), nicht „wissenschaftliche“ Erkenntnis in irgendeiner Form, sondern (wie Hitler und seine Leute dieses offen zugaben) „Macht-ergreifung“ und Machtbehauptung ist und war.

Wenden wir uns nun von dem Inferno dieser Unterwelt wieder den Bezugssystemen echter Wissenschaft zu, so müssen wir feststellen, daß wir es in unseren Überlegungen nicht mit den materiellen Bezugssystemen der Wissenschaften selbst, sondern mit deren *Form* zu tun hatten. Dieses war zunächst (in der „Tabellenwissenschaft“) die Form der „Schrift“ (als eine moderne Version dieser Form könnte man die Methode der „Statistik“ betrachten), sodann (als „Regelwissenschaft“) die der „Vorschrift“, und in der griechischen „Prinzipienwissenschaft“ die Methode einer präzisen Begriffsbildung als solcher, aus der heraus unsere wissenschaftliche Sprache, bis heute, original oder übersetzt, griechisch ist. In den beiden letzten Wissenschaftsformen unserer Tabelle auf S. 182 wird demgegenüber die *inhaltliche Artikulation* der menschlichen Weltbegegnung ausdrücklich zum Thema, und zwar kommen hierbei die *beiden Seiten* dieser Weltbegegnung in der Weise zur Geltung, daß es die „Begriffswissenschaft“ mit den Problemen der *begrifflichen Artikulation*, die Erfahrungswissenschaft modern-europäischen Stiles aber mit denen der *faktischen Organisation* dieser Weltbegegnung zu tun hat. Es ergibt sich danach dann aber, daß diese beiden Formen in ihrer recht verstandenen Zielsetzung nicht so sehr in Gegensatz zueinander stehen (wie dieses der immer noch nicht überwundene „antischolastische“ Affekt der frühen Neuzeit vermeinte), als vielmehr sich gegenseitig ergänzen und relativieren, wobei das unüberholbare Bezugssystem aller möglichen Bezugssysteme in jedem Falle die *Geschichte* ist.

DIE IDENTITÄT VON DENKEN UND SEIN BEI HEGEL

Von Heinz Gockel (Münster)

Wir wollen versuchen, in zwei Gedankenbewegungen uns auf den Weg zu machen, den Hegel in der „Phänomenologie des Geistes“ und in der „Wissenschaft der Logik“ gegangen ist. Dabei werden wir nach dem Sein fragen, das heißt, wir werden das Sein, wie es an sich und für sich ist, betrachten. Indem wir aber nach dem Sein fragen, sind wir durch solches Fragen schon im Denken selbst. Als Zugang zum Sein wird sich der Weg des Denkens selber zeigen. Damit ist uns schon die andere Aufgabe zugewiesen, das Denken selbst, wie es an sich und für sich ist, zu betrachten. Die Weise solchen Fragens und Denkens muß sich nach dem Gegen-

stand richten, damit nicht durch eine falsche Methode am eigentlich zu Erörternden vorbeigeredet werde. So gilt es, beim Sein zu sehen, was *ist*, beim Denken zu sehen, was *geschieht*. Nach dem Sein und dem Denken fragen heißt, das Denken selbst sprechen lassen.

I. Das Sein

1. Sein an sich – reines Sein – Nichts

„Das Wissen, welches zuerst oder unmittelbar unser Gegenstand ist, kann kein anderes seyn, als dasjenige, welches selbst unmittelbares Wissen, *Wissen des Unmittelbaren oder Seyenden* ist“ (II, 81).¹ Das, womit das Wissen also anhebt, ist das Seiende, das vor uns Liegende, das, worauf zuerst und unmittelbar der Blick fällt. Dieses Seiende ist dieses oder jenes, ein Bestimmtes, ein Einzelnes. Fragen wir nach dem Sein selbst, so werden wir zunächst von diesem einen Einzelnen, Bestimmten wegweisen auf ein anderes Einzelnes, Bestimmtes. An jedem Einzelnen leuchtet das Sein auf; aber es ist nicht das Sein. Von jedem Seienden kann ich sagen, daß es *ist*. Auf dieses „Ist“ wollen wir unseren Blick richten, um zu sehen, was es an sich selbst sei. Unser Blick kann aber nicht direkt auf das „Ist“ gehen, denn das „Ist“ zeigt sich uns nicht unmittelbar, wie es an sich selbst ist, sondern es zeigt sich uns am Seienden. Indem ich das Seiende denke, denke ich es *als* Seiendes, das heißt als ein im Sein gehaltenes Seiendes. Das Seiende selbst verweist von sich aus auf das Sein selbst. Aber es verweist auf das Sein als das, was es nicht ist. Das Seiende sagt uns: ich bin nicht das Sein. Wenn unsere Frage sich also auf das Sein selbst richtet, so muß sie vom Seienden abstrahieren, um in dieser Bewegung der Abstraktion auf das Sein selbst zu kommen. Da aber das Sein nur am Seienden aufleuchtet, muß die Frage sich zunächst an das Seiende halten. Das Fragen nach dem Sein bestimmt sich so vom Seienden her, das sich als das Nicht-Sein des Seins, als die Abstraktion ausweist.

Das Seiende nun zeigt sich zunächst als ein Bestimmtes, als ein „dieses-da“. Von dieser Bestimmtheit des Seienden abstrahierend erhalte ich die erste „Bestimmung“ des Seins: es ist das Unbestimmte. Der Satz: „Alles Seiende ist“ sagt nun darüber hinaus ein zweifaches: einmal daß das Seiende bedingt ist durch ein anderes, aber nicht durch ein anderes Seiendes, sondern durch das andere des Seienden, welches sich in der Copula „ist“ ausspricht. Die Bedingung für ein Seiendes kann nicht in einem anderen Seienden liegen, da sich dieses wieder als bedingt erweist. Die Bedingung für ein Seiendes muß in dem anderen als *seinem* anderen liegen. Das andere des Seienden ist das Sein. Das Sein ist also nicht ein Bedingtes, sondern ein Unbedingtes. Zum anderen sagt der Satz: „Alles Seiende ist“, daß das Seiende nicht aus sich ist, sondern das es aufgrund von ... ist, aufgrund aber des Seins. Das Sein ist also das Ungegründete². Zum Sein an sich komme ich durch Abstraktion alles